

Agitationss-

Ausgabe.

Frauenarbeit
und
Hauswirthschaft

Von

Lily Braun

Preis 20 Pfennig.

Berlin 1901

Expedition der Buchhandlung Vorwärts
(Ch. Glocke in Berlin).

Ein Kunstblatt für das Volk.

Suchen ist in unserem Kommissions-Verlage ein neues Kunstblatt erschienen:

Die Freiheit führt

Größe:
95 × 72 cm

das Volk

Plattengröße:
61 × 51 cm

Kupfer-Gravüre nach dem Gemälde von E. Delacroix.

Preis 6 Mark. ✦ Porto 50 Pfennig.

Dies Bild ist ein wirkliches Kunstblatt für das Volk, der Preis ein ungemein billiger. Kunstblätter in dieser Qualität und Größe kosten im bürgerlichen Kunsthandel mindestens das Drei- und Vierfache. Wir haben den Preis so niedrig gesetzt, um auch den Wenigermittelten es zu ermöglichen, sein Heim mit einem Kunstblatt zu schmücken, das nicht bloß sein Auge, sondern auch sein Herz erfreut. Als z. B. die französische Regierung das Gemälde — eine Verherrlichung der Julirevolution — für die Nationalgalerie in Douvre erwarb, schrieb Heinrich Heine darüber voll Begeisterung:

„In dem Bilde athmet ein großer Gedanke, der uns wunderbar entgegenweht. Eine Volksgruppe während den Julustagen ist dargestellt, und in der Mitte, beinahe wie eine allegorische Figur, ragt ein jugendliches Weib, mit einer rothen phrygischen Mütze auf dem Haupte, eine Flinte in der einen Hand und in der andern eine dreifarbige Fahne. Sie schreitet dahin über Leichen, zum Kampfe auffordernd, entblößt bis zur Hüfte, ein schöner ungekümmerter Leib, das Gesicht ein kühnes Profil, frecher Schmerz in den Zügen, eine seltsame Mischung von Phryne, Polissarde und Freiheitsgöttin.“

Für bemittelte Kunstfreunde sind einige

vom Künstler bemalte Kunstblätter

zum Preise von Mk. 25 pro Blatt

angefertigt worden.

Unsere Berliner Leser dürfte es interessieren, daß eine nach dem Original im Pariser Louvre meisterhaft angefertigte Kopie in Oelfarben in Viertelgröße des Originals im Berliner Gewerkschaftshaus, Engelufer 15, zur Ansicht aushängt.

Zahlreichen Bestellungen auf dieses Kunstblatt, das insbesondere auch Gewerkschaften, Vereinen, Restaurationen zur Ausschmückung ihrer Lokalitäten zur Zierde gereicht, steht entgegen

Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW., Beuthstr. 2.

Frauenarbeit und Hauswirthschaft

Von

Lily Braun

Berlin 1901

Verlag: Expedition der Buchhandlung Vorwärts
(Th. Glöck in Berlin).

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	5
I. Die Entwicklung der Hauswirtschaft	7
II. Die Ausbreitung der proletarischen Frauenarbeit und ihre Folgen	10
III. Die bürgerliche Frauenarbeit	15
IV. Privathilfe und Staatshilfe	17
V. Die Wirtschaftsgenossenschaft	21
VI. Die Wirkungen der hauswirtschaftlichen Reform	26

Vorwort.

Die kleine Schrift, die ich in der Hoffnung auf eine rege Diskussion der darin aufgeworfenen Frage der Öffentlichkeit übergebe, entwickelt in ihren beiden letzten Kapiteln einen Plan, den die sozialdemokratische Partei bisher nicht vertreten hat und für den ich allein die Verantwortung trage. Möchte der seit Langem in vielen Köpfen keimende Gedanke sich als ein fruchtbarer erweisen und seiner Verwirklichung entgegenreisen.

Die Verfasserin.



I. Die Entwicklung der Hauswirtschaft.

Die Hauswirtschaft, so pflegt man gewöhnlich anzunehmen, ist das konservativste Element im sozialen Leben; sie scheint der Zeit zu sein, um den die Wogen wirtschaftlicher Entwicklungen und Erschütterungen branden, ohne mehr als Splinter von ihm abzubrädeln. Daß dem nicht so ist, daß sie vielmehr, wie ein getreuer Spiegel, alle Bilder des Außenlebens wiedergibt, zeigt ein Blick auf die Kulturgeschichte.

In der Vorzeit, als der Mensch dem Nix des Himmels das Feuer abgenommen hatte, aber noch nicht verstand es selber zu erzeugen, gründete er damit zum ersten Mal den häuslichen Herd, um den das Familienleben sich gruppierte. Die Frau wurde die Hüterin seiner Flamme; sie wurde an ihn gebunden, denn Tag und Nacht mußte sie Sorge tragen, daß das Feuer nicht erlosch. Der Mann brachte ihr das Wild, das er erlegte; sie bereitete es zu, machte wärmende Kleider und schützende Decken aus den Fellen, ja, sie lernte daraus Zelte spannen über dem Lagerplatz. Das Fleisch brat sie über der Gluth. Dann kam die Zeit, wo der Mensch durch Reibung das Feuer selbst hervorrufen lernte, sie fiel etwa mit derjenigen zusammen, wo er nicht mehr allein gegen wilde Thiere, sondern gegen Seinesgleichen zu kämpfen, seinen Lagerplatz zu vertheidigen hatte und neue Jagdgründe dem Nachbarn abzugewinnen suchte. Nun erweiterte sich die Hauswirtschaft. Zu besserem Schutz zogen große Familien zusammen, so daß drei und vier Generationen bei einander hausten. Sie lernten die erste primitive Art der Feldbestellung, die ganz in den Rahmen der Hauswirtschaft gehörte; sie verstanden es, Vieh zu züchten, um Milch und Wolle von ihm zu gewinnen. Um festesäugigen Esen wurde Brod gebacken; über ihm hingen nicht mehr über Wähe gespannt die Felle zum Schutz gegen den eindringenden Regen, auf festen

Bänden baute vielmehr ein festes Dach sich aus. Und die erste Spindel, deren Werth unsere Vorfahren dadurch kennzeichneten, daß sie ihre Erfindung den Göttern zuschrieben, drehte sich in der Hand der Hausfrau, die aus der Wolle der Schafe und später aus dem Flach des Feldes den Faden zu spinnen verstand, mit dem sie dann in langamer Arbeit Stoffe webte.

Mit dem wachsenden Reichthum und den steigenden Bedürfnissen erweiterte sich der Kreis der Hauswirtschaft mehr und mehr. Die Gefangenen und Unterjochten, die der Hausherr in seine Vorkamern nahm, wurden die Sklaven und Sklavinnen des Hauses; ihre Arbeitskräfte waren notwendig, um den Anforderungen der Hauswirtschaft Genüge zu thun. Die Spindeln tanzten in ihren Händen, die Weberschiffchen flogen hin und her; kunstvolle Stülzereien entstanden zum Schmuck der Herren-Gewänder; bald traten duftige Spitzen hinzu, an denen die Arbeiterinnen Monate lang arbeiteten. Die einfachen Kleider wurden durch immer kostbarere ersetzt, deren Herstellung viel Zeit und Geschicklichkeit erforderte; die Bekleidung der Füße wurde gleichfalls ein schwieriger Theil der Hausarbeit. Und wie dehnte der Herd sich aus, wie wußten seine Funktionen! Da wurden nicht nur die Mahlzeiten bereitet, deren einzelne Speisen immer schwieriger herzustellen waren, da wurde Seife gelocht, wurden Lichter gezogen, wurden Körner geröstet, wurde Bier gebraut. Aus der Milch lernte man Käse und Butter zubereiten, die Heerde aber, von der man sie gewann, wurde, je mehr der interne Haushalt sich vergrößerte, ihm um so mehr entzogen: der schweifende Jäger wurde zum sesshaften Hirten, der seinen größten Reichthum selber hütete.

Ihren Höhepunkt erreichte die Hauswirtschaft in den Burgen des frühen Mittelalters. Sie umfaßte ganze Gebäudekomplexe, in denen die höflichen Knechte und Mägde ihren verschiedenartigen Arbeiten nachgingen. Es wurde nicht mehr allein für das momentane Bedürfnis, es wurde für kommende Generationen geschafft: die gefüllten Leinenschränke, die schweren Gewänder, die Teppiche und Wandbespannungen sprachen dafür. Und für den Hunger der zahlreichen Burgenbewohner und der nicht minder zahlreichen Gäste sorgten nicht nur die frisch bereiteten Gerichte, — in Keller und Vorrathskammer lagen geräucherter und eingelegte Speisen in Mengen. Aber die Städte — schon die der antiken Welt — hatten die Hauswirtschaft umgewandelt: sie konnte nicht mehr ihren Bedarf selbst erzeugen, sie bezog einen Theil der Lebensmittel vom Händler; das Weben, besonders aber das Färben der Stoffe nahm schon handwerksmäßige Formen an. Viel nachhaltiger war der Einfluß der städtischen Entwicklung des Mittelalters. Das Handwerk entzög der Hauswirtschaft ein Arbeitsgebiet nach dem

anderen: der Spinner und Weber, der Schuster, der Seifenwieder und der Käsezerker — sie Alle halfen den Haushalt verkleinern. Die zahllosen Mägde wurden zu Köchinnen; die Hausfrau kam, wie ihre Ahnfrau an dem ersten Feuer, mit ihrer eigenen Arbeitskraft oder wenigen Hilfskräften aus. Kochen, Nähen, Striden und Stiden, Waschen und Plätten bildete bald den einzigen Inhalt eines städtischen Haushalts. Nur abseits von der Stadt und den großen Straßen, in ländlichen Bezirken, in Dörfern und Gehöften, erhielt sich die ausgebehutete Hauswirtschaft zum Theil bis in die neueste Zeit.

In der Maschine entstand ihr der gefährlichste Feind. Wo früher nur für den eigenen Bedarf mit primitiven Werkzeugen gearbeitet wurde, ermöglichte sie eine weit über den Bedarf hinausgehende Produktion. Unter ihrem Einfluß schrumpfte die Hauswirtschaft des Armen mehr und mehr zusammen. Sein Zimmer wurde zur Werkstatt, wo bald die ganze Familie, Groß und Klein, Alt und Jung, Mann und Weib, um lärglichen Lohn arbeitete. Von der Hauswirtschaft blieb nichts übrig als der Herd mit der rasch zusammengelochten, elenden Mahlzeit, und der Waschtrog, in dem die arme Mutter nächtlicher Weile in aller Eile die paar Lumpen, die die Familie besaß, auszunutzen pflegte. Aber die Maschine, getrieben von der Riesenkraft des Dampfes, führte noch zu umstürzenderen Entwicklungen. Es entstand die Fabrik. Nicht mehr allein die Muskelkraft des Menschen brachte die Maschine in Bewegung, motorische Kräfte aller Art ersetzten sie und Waarenmengen wurden in einer Geschwindigkeit produziert, mit der weder der Heimarbeiter — es sei dabei nur an die schlesischen Weber erinnert — noch gar die hauswirtschaftliche Arbeit Schritt halten konnte.

Was das Handwerk in beschränktem Maße gethan hatte, das that die Großindustrie in ausgebeutetem: Nicht nur dem städtischen Haushalt, auch dem ländlichen raubte sie fast mit Gewalt die Arbeit: sie spint nicht nur und webt und schneidert, sie vermag auch zu striden, zu stiden und zu waschen. Zahllose Arbeitskräfte des Hauses hat sie überflüssig gemacht, sie zieht sie sich noch in die Fabrik. Verlassen steht so manches Heim des Armen: eine kleine Kamme im Herd, auf der das Abends zuvor bereitete Essen Mittags, wenn Mann und Weib zu kurzer Ruhe zurückkehren, gewärmt wird, erinnert noch an das Herdfeuer vergangener Zeiten; ein wenig Flickarbeit, ein wenig Wäscherei sind die Reste der Hauswirtschaft. Auch im Haus des Reichen, dem in erster Linie Alles zu Gute kommt, was die Maschine hervorbringt, der durch sie und ihre athemlose Produktion reich wurde, ist die Hauswirtschaft außer Neugebilde zusammengeschrumpft: der Kochherd ist hier sogar fast der

einzigste Rest. Und auch er ist nicht mehr das, was er war: kein Brod wird mehr hier gebacken, keine Fleischwaaren werden mehr in seinem Kamin geräuhert; selbst die Früchte und die Gemüse werden, nur noch selten zur Konservierung hier vorbereitet. Er hat auch eine andere Gestalt angenommen; die schwarzen Kohlen und das so lustig kisternde Feuer haben der ruhigen Gasflamme, manchmal sogar schon der Elektrizität weichen müssen. Ersparniß an Arbeitskräften, Entlastung der Hauswirtschaft bedeutet auch das, denn das Kohlen schleppen hört ebenso auf, wie das Feuerzünden und Aufheuzalceren. Dazu kommt, daß auch der Ofen aus dem Zimmer mehr und mehr verschwindet, der Platz, um den sich im Winter die Familie versammelte; die Zentralheizung, die mit einem einzigen Ofen ein ganzes Haus heizt, hat ihn ersetzt. Und an Stelle der mühsam zu putzenden, täglich zu füllenden Petroleumlampen ist das Gas oder, um selbst die Mühe des Angündens zu sparen, das elektrische Licht getreten, ein Fortschritt, der ungefähr dem von der Kienfackel zum Wachlicht gleichkommt.

Aber noch ein anderes Moment darf nicht übersehen werden: Neben dem Kochtöfel war es die Nähnaedel, die noch die alten Traditionen der Hauswirtschaft aufrecht erhielt. Die Nähmaschine ersetzte sie und wurde in den Häusern der Armen auch zu einem Mittel zur Lohnarbeit, während sie in denen der Reichen unter den Fäden dafür angestellter Diensthoten oder tageweise gemieteter Näherinnen für den Bedarf der Familie arbeitete. Aber auch das hört mehr und mehr auf. Die Massenproduktion an Stoffen in Verbindung mit ihrer durch die Nähmaschine raschen Verarbeitung hat die Konfektions-Industrie groß gezogen, und sie hat dem häuslichen Fleiß die Nähnaedel aus der Hand gerissen. Heute kann selbst der besser gestellte Arbeiter beiderlei Geschlechts sich mit ihrer Hilfe billiger kleiden, als wenn er die Kleidungsstücke selbst herstellen wollte. Ihre Bedingung ist natürlich das Vorhandensein ausreichender, womöglich weiblicher Arbeitskräfte. Und an ihnen fehlt es nicht: die überflüssigen Dienstmädchen und Hausdächter, die Kinder und die Frauen der Arbeiter stellen mehr Retkuten, als selbst dieses Angebot brauchen kann.

II. Die Ausbreitung der proletarischen Frauenarbeit und ihre Folgen.

Die Entwicklung der Frauenarbeit hat mit der Entwicklung von der ausgebreiteten Hauswirtschaft bis zu ihrem Rest, dem Strohherd, gleichen Schritt gehalten, ja, sie ging, wie schon gezeigt wurde,

Hand in Hand mit ihr. Nicht nur, daß sehr viele Arbeitskräfte, die früher der Hauswirtschaft dienlich waren, frei wurden und notwendig einen anderen Verdienst suchen mußten; daß ferner in Folge der Thatsache, daß die Maschine dem Handwerk mehr und mehr den Boden unter den Füßen wegnahm, seine weiblichen Angehörigen zur Industriearbeit gezwungen wurden und die einst selbständigen Heimarbeiter ihr zuströmten; — auch die stetig sinkenden Einnahmen und wachsenden Bedürfnisse des Mittelstandes trieben Schaaren von Frauen der Industrie in die weit offenen Arme. Daß ihre Zahl in raschem Wachsen begriffen ist, ja, daß sie verhältnismäßig rascher zunimmt, als die Zahl männlicher Arbeiter, beweist der Vergleich der Ergebnisse der letzten mit den vorletzten Zählungen in verschiedenen Ländern. Im Verhältnis zur Zahl der Arbeiter in der vorhergehenden Zählungsperiode hat in Deutschland die Zahl der männlichen Arbeiter um 16 pCt., die der weiblichen um 20 pCt.; in Oesterreich die der männlichen um 19 pCt., die der weiblichen um 47 pCt., in den Vereinigten Staaten die der männlichen um 24 pCt., die der weiblichen um 40 pCt. zugenommen. Da die Proletarierinnen regelmäßig sehr jung in die Erwerbsthätigkeit treten, so kann von einer Zeit, die dem Haushaltungsunterricht gewidmet werden könnte, nur in ungenügender Nähe die Rede sein, ganz abgesehen davon, daß in der häuslichkeit ihrer Eltern kaum viel für sie zu lernen sein dürfte. Wenn sie heirathet, versteht sie wenig von der richtigen, ökonomischen Eintheilung des Einkommens und noch weniger von einer den Gesetzen der Hygiene entsprechenden Wahl und Zubereitung der Speisen. Sie ist auch des häuslichen Lebens viel zu sehr entwöhnt, als daß sie Gefallen daran finden könnte und die elende Wohnung, in der die Arbeiter fast stets zu haufen gezwungen sind, kann auch keine Anziehungskraft für sie haben. So geht sie meist gern in die Fabrik und in die Werkstatt zurück. Viel mehr aber als die Gewohnheit treibt sie nur zu häufig die bittere Noth wieder zur Arbeit. Die Zunahme der Arbeit verheiratheter Frauen ist eine Thatsache, die überall grell ins Auge springt. Von je 100 Arbeiterinnen waren in Deutschland im Jahre 1862 13 verheirathet, im Jahre 1896 dagegen 16. Von den Industriearbeiterinnen sind in Oesterreich nach der letzten Zählung 24 pCt., in Frankreich sogar 30 pCt. verheirathet. Dabei kann wohl kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die Zahlen noch viel zu niedrig gegriffen sind; sehr viele Frauen, die nicht andauernd, sondern etwa nur, wenn die Arbeitslosigkeit des Mannes sie dazu zwingt, erwerbsthätig sind, mögen ihre gelegentliche Thätigkeit in den Fragebogen der Zählungen kaum besonders bemerkt haben, und noch viel mehr — dabei kommen besonders die Frauen der Hausindustriellen in Betracht — haben es nicht für erwähnens-

wertig gefunden, daß sie ihrem Mann in ausgiebiger Weise Hilfe leisten.

Die Folgen der Erwerbsarbeit verheirateter Frauen sind unter den bestehenden Verhältnissen die denkbar ungünstigsten. Sie treffen diejenigen am härtesten, die am schwächsten sind, die Kinder. Einem späteren Geschlecht wird es wie heller Wahnsinn klingen und doch ist es Thatsache: je mehr Kinder die Arbeiterin hat, je mehr also ihre Gegenwart zu Hause nötig wäre, desto stärker ist die Notwendigkeit, die sie hinaus zur Arbeit treibt. Ihren kleinen Kindern kann sie den Lebenssaft nicht geben, der aus ihren Brüsten quillt — die gesellschaftliche Schutzzeit von vier, höchstens sechs Wochen ist ja nur ein ganz unzureichender Versuch, ihr zu helfen —, weil sie den Großen Brod schaffen muß. Und der Tod mäht in Folge dessen die armen kleinen Menschenblumen, als ob sie nicht mehr recht wüchsen als die Blumen auf den Wiesen. Wachsen sie auf, so werden die Gefahren nicht geringer. Die Straße ist ihr Spielplatz, ihre Erziehungsanstalt; daß sie nicht immer, besonders in den Großstädten, einen günstigen Einfluß übt, daß der physische und moralische Schmutz, den sie vielfach ausströmt, an den Kindern hängen bleiben kann, bedarf keines Beweises. Die arme Mutter ist diesen Gefahren gegenüber nicht blind. Sie möchte ihre Kinder davor schützen und kommt oft auf die seltsamsten Auskunftsmitel: sie schließt die Kinder bis zu ihrer Rückkehr im Zimmer ein, sie bindet sie am Bettchen fest, sie wird grausam aus lauter ängstlicher vorzorglicher Liebe. Und dann kommt es zu jenen schrecklichen Unglücksfällen, von denen die Zeitungen so häufig berichten, und denen gegenüber der behäbige Bürger nicht genug über die „Kohheit“ der proletarischen Mütter zeteru kann. Die armen kleinen kommen dem Ofen zu nahe und verbrennen, sie greifen in das Waschsab, verlieren das Gleichgewicht und ertrinken, sie klettern zum Fenster, um doch wenigstens durch das Hinaussehen die Langeweile zu vertreiben — Spielzeug, das sie beschäftigen könnte, haben sie ja nicht — und stürzen kopfüber auf den Hof, sie verletzten sich im Bettchen und die Mutter findet, heimkehrend, ihr Jüngstes erstickt unter dem Kissen.

Neben all' diesen äußeren und inneren Gefahren, die die Kinder der Proletarierin umdrohen, wenn die Mutter fern ist, giebt es aber noch andere, denen sie unterworfen sind, wenn die Mutter heimkehrt. Sie hat auch dann keine Zeit für ihre Kinder. Sie muß kochen und waschen, muß die Wohnung reinigen und die Kleidung in Stand setzen, sie ist viel zu abgeseht, um an etwas Anderes denken zu können. Einen erzieherischen Einfluß auf ihre Kinder kann sie nur in oberflächlichster Weise ausüben. Sie hat keine Ruhe, um ihre Wesen zu beobachten, sie ist geistig in Folge all' der un-

ausgesehten Arbeit zu stumpf geworden, um den kindlichen Geist durch den ihren zu befruchten. Verlassen die Kinder ihr Haus, so hat sie ihnen meist nichts, was ihr inneres Leben erfüllen und begeistern könnte, mit auf den Weg zu geben. Sie war schon eine gute Mutter, wenn sie sie rein und arbeitslieb hielt, ihnen ausreichend zu essen gab und sie nicht betteln schickte. Aber eine Freundin der heranwachsenden Kinder hat sie nur in seltenen Fällen zu werden vermocht. Und doch beruht gerade auf dem geistigen und sittlichen Einfluß der Mutter ein gut Theil der Entwicklung der jungen Generation. Den Samen, den sie in Herz und Geist der Kinder streut, kann kein Lebenssturm völlig verwehen, aus ihm wächst häufig der starke Baum empor, der dem erwachsenen Menschen den einzigen Schutz gewährt. So wird die Ueberlastung der Mutter zum Fluch für die Kinder und für die Gesellschaft, deren Glieder sie sind, deren gute oder schlechte Entwicklung mit von ihnen abhängt.

Aber auch der Mann hat unter der Erwerbsarbeit seines Weibes zu leiden: sie hat auch für ihn keine Zeit. Die kurzen Stunden, die sie daheim verbringt, muß sie der Haushaltung und den Kindern widmen. Ist die Arbeit gethan, so sinkt sie müde auf's Bett, unfähig, an anderen Dingen Theil zu nehmen als an den täglichen, sie undrängenden Sorgen. So wird sie oft dem Manne fremder und fremder, sie versteht seine Interessen nicht und sie bekämpft sie, sobald sie auch nur ein paar Groschen kosten. Gelangweilt, verärgert, von der unordentlichen Wirthschaft und dem schlechten Essen angeloidert, sucht so Mancher seine Zuflucht mehr und mehr in der Kneipe und im Alkoholgenuß. Liebt er sein Weib mit jener Liebe, die mehr thierische als menschliche Elemente an sich hat, mit der er sie eben allein nur lieben kann, wenn sie ihm nichts weiter zu sein vermag als der Gegenstand sinnlicher Begierde, so unterwirft er sich auch nur zu häufig ihrem Einfluß. Er wird den Reizspien seiner Jugend untreu; er trennt sich von seinen Arbeitsgenossen, er kümmert sich nicht mehr um die Arbeiterbewegung. Die Gewerkschaft fesselt ihn nicht mehr; zum Streikbrecher wird er sogar zuweilen ohne Bedenken, damit es daheim auch nicht am Gewohnten fehlt. Die politischen Kämpfe haben ihre Anziehungskraft für ihn verloren, er ist zur Sphäre seiner Gefährtin herabgesunken, statt sie zu sich hinaufzuziehen.

Für die Frau persöulich bedeutet die Ueberlastung mit Arbeit den körperlichen und geistigen Ruin. Nicht nur, daß sie unnatürlich früh altert — seht doch die Arbeiterinnen an, wie oft sind sie mit 40 Jahren schon alte Frauen! — sie verliert auch jede Widerstandskraft gegen Krankheit und drohende Gebrechen. Sie kann sich keine Ruhe gönnen, auch wenn sie der Ruhe bedürftig ist, darum stellen sich Leiden aller Art bei ihr ein, die entweder ihr ganzes Leben ver-

gisten, sie arbeitsunfähig machen oder einem frühen Tode entgegen führen. Was aber Krankheit und gar Arbeitsunfähigkeit für sie bedeutet, das läßt sich an den Segnungen der Arbeiterverwaltung ermessen: sie gewährt dem armen Invaliden der Arbeit zu wenig zum Leben und zu viel zum Verhungern.

So hart wie ihren Körper trifft die Ueberlastung ihren Geist. Ihm, dem schon die Volksschule nur die allernothdürftigste Nahrung zuführte, — die Schätze des Wissens streben, wie alle anderen höheren Lebensgenüsse, hauptsächlich nur Dienen zur Verfügung, die sie mit Gold aufwiegen können! — vermag sie noch weniger zu bieten; wohl lernt auch sie nach der Quelle des Wissens, sie hat aber keine Zeit dazu, sich satt zu trunken. Und dabei vergeht schließlich auch nach und nach der Durst. Aber auch für die Fragen, die das Lebensinteresse der Arbeiterin bilden sollten, die ihrer eigenen Arbeitsbedingungen, vermag sie sich nur schwer zu erwärmen. Zunächst erreicht sie die Stimme Derer kaum, die sie aufklären wollen, oder sie erreicht sie nicht oft, nicht eindringlich genug; sodann aber fehlt es ihr wieder an Zeit und Muße, um an Versammlungen Theil zu nehmen, um sich gewerkschaftlich zu organisiren und zu betheiligen. In allen Ländern zeigt es sich, daß die Prozentzahl gewerkschaftlich organisirter Frauen überall ein erstaunlich niedriger ist. In Deutschland sind von mehr als 3/4 Millionen Arbeiterinnen (einschließlich der Dienstboten) nur gegen 15 000 organisirt, in Frankreich von beinahe derselben Anzahl 30 000, in England von wenig über 3 Millionen 120 000 — das sind Zahlen, die der Masse gegenüber verzehnwunden und einen Kampf um bessere Arbeitsbedingungen beinahe aussichtslos machen. Wenn so das Interesse der Frauen an dem, was ihnen am nächsten liegen sollte, da die tägliche Schinderei und Heberei sie geradezu mit Gewalt darauf kößt, von vornherein lahm gelegt wird, um wie viel weniger ist darauf zu rechnen, daß sie sich mit kommunalen oder politischen Fragen beschäftigen können. Sie leben dem auch vielfach in jener stumpfsinnigen Zufriedenheit, die das größte Hinderniß für Aufklärung und Fortschritt ist.

Daß es Ausnahmen giebt, daß selbst überlastete Arbeiterinnen noch Zeit, noch körperliche und geistige Kraft genug haben, um sich fortzubilden, um an der gewerkschaftlichen und der politischen Bewegung regen Antheil zu nehmen, das spricht mehr als irgend etwas Anderes für die unwertwüthliche kerngesunde Natur des Volkes und beweist, daß auch die vielen Anderen aus ihrer Verhargie zu erlösen wären.

III. Die bürgerliche Frauenarbeit.

Neben der großen Zahl der Industriearbeiterinnen ist nun aber noch eine kleine Gruppe erwerbsthätiger Frauen entstanden, die, wenn auch in sehr gemildeter Form, ähnliche Leiden zu ertragen hat wie die Proletarierin. Ihr gehören diejenigen Frauen an, die, sei es als Buchhalterinnen, als Lehrerinnen, als Schriftstellerinnen, sei es als Gelehrte, Ärztinnen, Mäcinnen, Schauspielerinnen u. s. w., in bürgerlichen Berufen stehen. Ihre Zahl fällt freilich gegenüber den Millionen wenig ins Gewicht: In Deutschland sind es gegen 190 000, in Oesterreich 61 000, in Frankreich 220 000, in England 269 000, in den Vereinigten Staaten 480 000 Frauen, die in den genannten Berufen stehen. Charakteristisch aber ist es, daß ein großer Prozentsatz von ihnen schon jetzt, wo sich die bürgerliche Berufsthätigkeit der Frauen im ersten Anfangsstadium befindet, verheirathet ist; 15 pCt. sind es in Deutschland, 36 pCt. in Oesterreich, 9 pCt. in den Vereinigten Staaten. Daraus folgt, daß die Entwicklung auch hier die Arbeit verheiratheter Frauen begünstigt und befördert. Die Gründe dafür liegen nahe genug: Mit den wachsenden Ansprüchen haben die Einnahmen des Mittelstandes nicht gleichen Schritt gehalten; die Ehe, die in den bürgerlichen Kreisen noch wesentlich als Versorgung betrachtet wird, ist für die zunehmende Zahl unbemittelter Mädchen immer unerreichbarer geworden. Dazu kommt, daß ein berechtigter Drang nach Freiheit und Selbständigkeit sich in ihnen entwickelt hat und seine Befriedigung durch die Eröffnung der Universitäten und vieler neuer Frauenberufe ermöglicht wurde. Treten diese erwerbsthätigen Mädchen in die Ehe, so ist heute schon, oft gerade wie bei der Arbeiterin, ihre Arbeitskraft ihre werthvollste Mitgift. Andererseits möchten sie aber auch aus inneren Gründen, aus Liebe und Begeisterung für ihren Beruf, aus der treibenden Kraft ihres nach Bethätigung ringenden Talents heraus ihrer Arbeit freien bleiben. Aber selbst in dem ehelichen Leben der Bourgeoise kommt es zuweilen vor, daß die Frau beginnen muß, mit zu erwerben, weil der Verdienst des Mannes nicht ausreicht. Wer aber heute bei den übertriebenen Anforderungen, die an die geistigen Arbeiter gestellt werden, und den jämmerlichen Entschädigungen für lange Arbeit, die sie sich nur zu häufig gefallen lassen müssen, den Kampf um die Existenz in bürgerlichen Berufen aufnimmt, der muß seine ganze Kraft dafür einsetzen können. Der Konflikt zwischen den häuslichen und den Berufspflichten, der im weiblichen Proletariat deutlich zu Tage tritt, besteht auch in der bürgerlichen Frauene Welt; eine Mäcinn kann nicht in der Küche stehen, eine Schriftstellerin kann

nicht jeden Augenblick aufspringen und sehen, ob die Suppe anbrennt; keine einzige Frau, die es ernst nimmt mit ihrer Wissenschaft oder ihrer Kunst, die mit dem gefährlichen Feind ihres Geschlechts, dem Dilettantismus, gründlich aufzäumen will, hat genug Verständnis, genug Zeit und Interesse, um eine wirklich gute Hausfrau zu sein. Führt ihr Beruf sie aus dem Hause fort, so sind ihre Kinder, falls sie kein Kindermädchen bezahlen kann, ebenso unbeaufsichtigt wie die Kinder der Proletarierin. Arbeitet sie zu Hause, so muß sie, wenn sie Nichtiges leisten will, wenigstens einige Tagesstunden volle Ruhe haben. Toben die Kinder um sie her, muß sie die Küche versorgen, so ist eine Erwerbsarbeit nur durch Ueberanstrengung möglich, die sich früher oder später an Geist und Körper rächt. Hat die geistige Arbeiterin ein Dienstmädchen, so ist sie auch noch nicht entlastet, denn nur in seltenen Fällen verstehen jene einfachen Mädchen die Haushaltung so vollkommen, daß die Hausfrau überflüssig würde. Sie muß vielmehr noch die Lehrmeisterin des Mädchens spielen und sie weiß doch oft selbst nicht viel mehr! Auch die Töchter der Bourgeoisie werden in die Haushaltungskunde nicht allzu häufig eingeweiht, und wenn, so geschieht es meist in einer Weise, die ihnen später, in beschränkteren Verhältnissen, gar nichts nützen kann. Von der richtigen Einteilung der Ausgaben, von der Hygiene der Küche verstehen sie nicht allzu viel. Eine oft grenzenlose Verschwendung an Material, an Zeit und Arbeitskraft entspringt daraus, so daß der Erwerb sie kaum weit machen kann.

Die bis zu heftiger Gegnerschaft sich steigende Verehrtheit der Männer der Bourgeoisie gegen die Bestrebungen der Frauen, ihr Recht auf Arbeit durch die That geltend zu machen, ist zu einem sehr wesentlichen Theil auf diese internen Fragen zurückzuführen, und es ist heller Unverstand, der direkt schädlich wirkt, wenn so manche Sprecherinnen der Frauenbewegung mit dem Hinweis auf irgend welche fabelhafte amerikanische Vergittinnen oder Abolatinen, die neben ihrer Praxis einen großen Haushalt selbständig führen und womöglich eine Schaar Kinder vortrefflich erziehen sollen, die Gründe der Gegner aus der Welt zu schaffen glauben. Sie sind thatsächlich unansehnlich und werden, je mehr die bürgerliche Frauennarbeit sich ausbreitet, um so schwerer ins Gewicht fallen.

Für die Kreise, aus denen sie emporspäht, kommt aber auch noch ein anderer Umstand in Betracht: die Dienstmädchenfrage. Ohne hier auf ihre Ursachen näher einzugehen, sei nur hervorgehoben, daß thatsächlich der Mangel an weiblichen Dienstmädchen immer fühlbarer wird und in vorgeschrittenen Ländern, wie in England und Amerika, zu einer wahren Katastrophe geworden ist. Das Klassenbewußtsein ist endlich auch in den Hausflavinnen erwacht; weder wollen sie

all' ihre Zeit und Arbeitskraft für einen elenden Lohn verkaufen, noch geben sie sich mit der Wohnung, die man ihnen anweist und den sonstigen Arbeitsbedingungen, die man ihnen stellt, zufrieden. Der vermögenslose Mittelstand aber ist in den meisten Fällen nicht in der Lage, die berechtigten Forderungen der Mädchen zu erfüllen: er kann keine wesentlich höheren Löhne zahlen, er kann sich nicht zwei Mädchen halten, muß daher häufig das eine übermäßig anstrengen. Sein Budget ist schon durch die hohen Mietpreise ungebührlich belastet, er kann, um den Mädchen bessere Zimmer zu schaffen, keine größere Wohnung nehmen und steht dabei zu tief in alten Vorurtheilen, um etwa die oft recht überflüssige „gute Stube“ zu opfern. Aber auch höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen werden schon jetzt häufig verschmäht, weil die Kinder des Volks ihre Freiheit über Alles schätzen gelernt haben und den Beruf einer Arbeiterin, die, wenn es ihr auch sonst miserabel genug geht, doch wenigstens stundenweise ihr eigener Herr ist, dem eures noch so gut genährten Dienstmädchens vorziehen, das dauernd unter Kontrolle steht. Es ist nun nicht nur zu hoffen, es ist wohl auch als sicher anzunehmen, daß diese ganze Bewegung zu Gunsten der Befreiung der Dienstmädchen sich rasch ausbreiten wird. Die „Dienstmädchennot“, wie die bürgerlichen Hausfrauen sich auszudrücken belieben — gerade diejenigen, die das Vorhandensein der Noth der Dienstmädchen beharrlich abstreiten —, wird immer größeren Umfang annehmen und kann so weit führen, die Erwerbsarbeit der verheirateten Frauen in bürgerlichen Berufen in Frage zu stellen.

IV. Privathilfe und Staatshilfe.

Die Entwidlung der Frauenarbeit trägt nach alledem in erheblicher Weise dazu bei, den Reiz der Hauswirtschaft, der uns noch vertrieben ist, zu erschüttern und Resultate zu zeitigen, die zuweilen so traurige sind, daß sie den Werth der Frauenarbeit fraglich erscheinen lassen. Sie sind nicht unbemerkt geblieben und es hat nicht an guten Leuten gefehlt, die alle die blutenden Wunden mit ihren Pflästerchen glauben schließen zu können. Man schuf Volksskiden, wo jede Arbeiterin sich für wenig Geld ihr warmes Essen — nicht schlechter, aber wohl auch kaum besser, als sie es selbst herstellen konnte — holen kann. Man richtete Kindergärten und Kinderhorter ein, wo ihre Kleinen während des Tages ein Unterkommen finden können; man machte sogar den Versuch, mit einem Arbeiterwohnhaus eine Volksschule zu verbinden, und hoffte, die Vorkoster würden es

aufgeben, selbst zu kochen und ihr Essen daher beziehen. Zum Theil sind diese Einrichtungen in den Kinderhäusern freuden geliebt und waren in Folge dessen so gut wie völlig werthlos, zum Theil begrieffen ihnen Diejenigen, deren Vortheil sie dienen sollten, mit einem Mißtrauen, das bis zur direkten Ablehnung stieg. Und diese Gefühle haben ihre Berechtigung. Der selbstbewußte Arbeiter wird Alles verschmähen, was ihm in der Form der Wohlthätigkeit geboten wird, er muß ganz am Rande des Abgrundes stehen, aus dem das Elend ihm entgegenrinst, ehe er ein Almosen annimmt, denn er, der sich ehrlich durcharbeitete durch das harte Leben, hat ein Recht auf Nahrung, Kleidung und Wohnung und braucht es nicht als Wohlthat zu empfangen. Er empfindet, was Diejenigen, die Wohlthaten spenden, noch nicht zu empfinden vermögen, daß es heißt, dem Unrecht noch die Kränkung hinzuzufügen, wenn man dem armen Arbeiter statt Gerechtigkeit Barmherzigkeit entgegenbringt. Doch auch noch andere Bedenken, die besonders bei den Frauen eine Rolle spielen, machen sich gegen diese Schöpfungen der Wohlthätigkeit geltend: auf die Einrichtung der Volksschulen hat die Arbeiterin keinerlei Einfluß, sie muß nehmen, was und wie es ihr geboten wird, und in den Kindergärten lernen die Kleinen Wibelprüdche und frömmelnde Veder, sie werden daneben durch allerlei chaotischen Anflug auch vielfach zu Nordspatrioten erzogen, kurz — sie werden ihren Eltern systematisch entfremdet.

Wer die Worthlosigkeit dieser Mittelchen, die die Schäden der Frauenarbeit mildern sollten, einseht, der kommt leicht zu der Ueberzeugung, daß nur ein radikales Eingreifen nützen kann: Beseitigung der Arbeit verheiratheter Frauen überhaupt! Das ist für sie die Lösung. Dadurch, so meinen sie, wird die Frau der Familie und dem Hause zurückgewonnen werden und, in Folge des Fortfalls eines großen Theils der weiblichen Konkurrenz, werden die Löhne der Männer so steigen, daß sie allein ihre Familie ernähren können. Es ist nur traurig, daß all' die schönen, so logisch schmeimenden Schlüsse Trugschlüsse sind! So unverbächtige Bericht-erstatler wie die deutschen Gewerbeinspektoren haben in ihren letzten Berichten fast einstimmig erklärt, daß eine gesetzliche Beschränkung der eheweiblichen Arbeit unmöglich ist, weil die Ergänzung des männlichen Verdienstes durch das der Frau allein die Existenz der Familie ermöglicht. Die Frau muß arbeiten, damit sie und die Ihren leben können. Verböte etwa ein Gesetz ihr die Substrarbeit, so würde sie gezwungen sein, sie mit der Heimarbeit zu vertauschen, und die Unternehmer würden den Profit davon haben. Sie würden sofort die billigen, fast jedes gesellschaftlichen Schutzes entbehrenden neuen Arbeitskräfte auf das Feuerherd ausbeuten. Um dem zu entgehen, bliebe der Arbeiterin nichts Anderes übrig, als

den geschlichen Akt der Trauung zu umgehen und im Konkubinat zu leben. Ohne den Zettel des Standesamts würde keine Behörde sie als Ehefrau anerkennen und die Ehre der Fabrik ständen ihr wieder offen. Daß sie damit noch vogelfreier würde als vorher, der rohen Willkür des Mannes preisgegeben, und jeden Augenblick gewärtig sein müßte, mit ihren Kindern von ihm auf die Strafe gesetzt zu werden — das liegt auf der Hand.

Kein gesellschaftliches Verbot, und wäre es das schärfste, vermöchte der Entwidlung in die Fänge zu fallen. Es würde einfach von ihr überrannt. Wer wahrhaft nützen will, muß die Fäden, die sie notwendig im Gefolge hat, zu lindern versuchen und die Hindernisse, die sich ihr entgegenhürmen, aus dem Wege räumen.

Die Arbeiterschutzesgebung hat nach dieser Richtung in allen Ländern mehr oder weniger schüchterne Versuche gemacht. Sie beschränkte die Arbeitszeit der Arbeiterinnen auf 11, im günstigsten Falle auf 10 Stunden, so daß eine Schlafenszeit von 8 Stunden gerechnet, 5—6 Stunden für die Hauslichkeit übrig blieben. Thatsächlich sind es selten so viel. Nicht nur, daß die Arbeiterin meist viel Zeit auf den Weg nach und von der Fabrik verbraucht, sie muß auch nur zu oft Ueberstunden machen, und sie kann, falls sie zu Hause arbeitet, sich überhaupt ohne jeden Schutz endlos abrackern. Auch eine Mittagspause hat man ihr zugestanden: in höchstens 1½ Stunden soll sie heimgehen, das Essen zubereiten und genießen! Ein wahrer Hohn auf den so viel gerühmten gemüthlichen deutschen Familientisch! —

Diesen unzureichenden Bestimmungen Vorschläge für durchgreifenden geschlichen Schutz der Frauen gegenüber zu stellen, in Wort und Schrift für sie zu agitiren, hat die Sozialdemokratie, in erster Linie ihr weiblicher Theil, zu einer ihrer Aufgaben gemacht. Und da sie weiß, daß für die Arbeiterin nichts wichtiger ist als ihre Zeit zu verschaffen, damit Körper und Geist sich kräftigen können, legt sie den Hauptnachdruck auf den Kampf um den Achtstundentag. Durch ihn würde auch die verheirathete Frau mit größerer Ruhe ihren Hausgeschäften nachgehen können und ihre Kinder wären nicht den ganzen Tag über mutterlos. Aber selbst die Durchführung dieser Forderung vorausgesetzt, müßte für die Unterbringung der Kinder auch während der achtstündigen Arbeitszeit der Mutter gesorgt werden. Die Agitation hat sich daher auch darauf zu richten, die Gemeinden zur ausreichenden Einrichtung von Kindergärten und Kinderhorten zu bewegen, so daß alle Arbeiterkinder während der Abwesenheit ihrer Mütter, in sicherer Obhut sind. Und noch Eines ist zu erwägen: So lange es Heimarbeiterrinnen geben wird, so lange die fressende Krankheit am Volkskörper, die Hausindustrie, nicht mit Stumpf und Stil beseitigt worden ist, so lange wird die

Beschränkung der Arbeitszeit nur verhältnismäßig wenigen Frauen zu Gute kommen. Selbst ein Heer von Gewerbeaufsichtsbeamten würde nicht im Stande sein, in jedem Dachstübchen, in jedem Küchenwinkel, in jeder einsamen Berghütte, wohin die Hausindustrie sich verkrücht, ihr nachzuspüren und Gesehesübertretungen zu verhindern. Es giebt ja wohl noch seltsame Kränge genug, die da meinen, die Heimarbeit sei ein Segen für die Frau, besonders für die verheiratete, weil sie sie an den häuslichen Herd fesselt. Sie machen sich eben nicht klar, daß die Frau, bei den Hungerlöhnen der Hausindustrie viel angestrengter bei ihrer Arbeit sitzen muß, als wenn sie in die Fabrik ginge, daß ihre Wirthschaft und ihre Kinder sogar noch mehr darunter leiden. Denn nicht nur, daß die Mutter keine Zeit hat für sie, die elende enge Wohnung ist auch noch zur Werkstatt verwandelt und spricht den bescheidensten Ansprüchen an gesunde Luft in entsetzlicher Weise Hohn. Viele Arbeiterinnen, die vor ihrer Heirat in die Fabrik gingen, werden nachher Hausindustrielle, weil sie dadurch ihren Kindern nahe sein und, wie sie meinen, ihr Hauswesen besser in Ordnung halten können. Sie würden, nach kurzer schmerzreicher Erfahrung, gern in die Fabrik zurückkehren, wenn sie während ihrer Arbeitszeit ihre Kinder versorgt wüßten.

Eine ganz andere Haltung als gegenüber der proletarischen nahm Staat und Gesellschaft gegenüber der bürgerlichen Frauenarbeit ein: Während sie das Bestehen der einen als eine Thatsache ruhig hinnahm und höchstens die Arbeit verheirateter Frauen unmöglich zu machen versuchte, bekämpfte sie die andere von vornherein. Begreiflich genug! Auf der Arbeit der Proletarierinnen beruht die Existenz der Bourgeoisie, die Arbeit der Frauen aus der eigenen Klasse dagegen kann sie durch ihre Konkurrenz untergraben. „Die Frau gehört in's Haus“, ist der Schlachtrauf der Gegner der bürgerlichen Frauennarbeit, derselben häufig, die in ihrer eigenen Fabrik oder in ihrem eigenen Geschäft so und so viel Frauen beschäftigen. Besonders die Mehrzahl der Aerzte haben von je her gegen weibliche Kollegen eine feindselige Haltung angenommen. Dabei liegen sie alle Minen springen: von dem Märchen der geistigen Minderwertigkeit der Frau an bis zu dem pathetischen Hinweis auf ihren „einzigen Beruf“, den, Gattin und Mutter zu sein, und der dröhnenden Empörung der Hallenser Studenten, die im Namen der gefährdeten Sittlichkeit die Ausschließung der weiblichen Studierenden aus der Universität fordereten. Und die bürgerliche Frauenbewegung, die mit Energie und Geschick für das Recht auf Arbeit kämpfte, wußte es nicht besser gegen die Feinde zu vertheidigen, als indem sie immer wieder betonte, daß durch die Berufsarbeit jenes „einzige Beruf“ der Frau nicht im Mindesten erschüttert

würde. Sie hatte insofern Recht, als in der bürgerlichen Frauenvwelt die Erwerbsarbeit in den weitaus meisten Fällen jenen „einzigen Beruf“ ersetzen soll und sofort aufgegeben wird, wenn das Mädchen heirathet. Aber sie hat, wie wir gesehen haben, vollständig Unrecht, wenn sie glaubt, auch im Namen der Verheirateten und trotzdem erwerbsthätigen Frauen sprechen zu können. So lange nicht die Arbeit, genau wie beim Mann, als ein Lebensberuf angesehen wird, muß sie im Uebersinnlichen stehen bleiben. Um das zu verhindern, muß auch die bürgerliche Frau von der Ueberlastung doppelter Berufspflichten befreit werden.

V. Die Wirthschaftsgenossenschaft.

Wir haben gesehen, daß die verheiratete Haus- und Stoffsarbeiterin unter der Last doppelter Pflichten leidet. Sie ist nicht im Stande, beide in vollen Umfang zu erfüllen. Weder der vorhandene noch der angeerbte Arbeiterlohn kann die Arbeiterin vollkommen entlasten. Ohne über große Mittel zu verfügen, kann auch die bürgerliche Frau ihrem Beruf nicht nachgehen. Es gilt daher Einrichtungen zu schaffen, die es Beiden ermöglichen.

Soch eine Einrichtung ist die Wirthschaftsgenossenschaft. Ich stelle mir ihr äußeres Bild folgendermaßen vor: In einem Häuserkomplex, das einen großen, hübsch bepflanzten Garten umschließt, befinden sich etwa 50 bis 60 Wohnungen, von denen keine eine Küche enthält; nur in einem kleinen Raum befindet sich ein Gaslocher, der für Krankheitszwecke oder zur Wartung kleiner Kinder benutzt werden kann. An Stelle der 50—60 Küchen, in denen eine gleiche Zahl Frauen zu wirthschaften pflegt, tritt eine im Erdgeschoß befindliche Zentralküche, die mit allen modernen arbeitssparenden Maschinen ausgestattet ist. Steht es doch schon Abwaschmaschinen, die in drei Minuten zwanzig Duzend Teller und Schüsseln reinigen und abtropfen! Vorrathsraum und Waschküche, die gleichfalls selbstthätige Waschmaschinen enthält, liegen in der Nähe; ebenso ein großer Schlafsaal, der zu gleicher Zeit Versammlungsraum und Tags über Spielzimmer der Kinder sein kann. Ein kleineres Besetzungszimmer schließt sich ihm an. Die ganze Hauswirthschaft steht unter einer erfahrenen Wirthschafterin, deren Beruf die Haushaltung ist; ein oder zwei Küchenmädchen stehen unter ihrer Aufsicht. Die Wohnung dieser Haushaltungsbeamten sind im selben Stock, wie

die Wirtschaftsräume, sie umfassen auch noch das Zimmer der Kinderwärterin, die ebenso wie die Anderen von allen Bewohnern gemeinsam angestellt ist. Die Mahlzeiten werden, je nach Wunsch und Neigung, im gemeinsamen Eßsaal eingenommen oder durch besondere Speisefußgänger in alle Stadtwerte befördert. Die Erwärmung der Wohnungen erfolgt durch Zentralheizung, so daß auch hier 50 Dusen durch einen ersetzt werden. Während der Arbeitszeit der Mütter spielen die Kinder, sei es in Saal, sei es im Garten, wo Turngeräthe und Sandhaufen allen Altersklassen Beschäftigung bieten, unter Aufsicht der Wärterin. Abends, wenn die Mutter sie schlafen gelegt hat und die Eltern mit Freunden plaudern oder lesen wollen, gehen sie hinunter in die gemeinsamen Räume, wo sie sich die Unterhaltung nicht durch Alkoholgenuß zu erkaufen brauchen, wenn sie kein Bedürfniß danach haben.

Dieser Plan läßt sich nach den verschiedensten Richtungen modificiren oder ausbauen. Um ihn zu vereinfachen, könnten die Fußgänger und das Besozimmer z. B. wegfallen; die Frauen müßten sich dann das Essen an der Ausgabestelle holen gehen. Erweitern ließe er sich, sobald etwa auch das Reinigen der Wohnungen zentralisirt sein sollte. Dann müßte eine Anzahl Zimmermädchen dafür angestellt werden. Durch Einführung von elektrischem Licht, durch Einrichtung geschmackvoller Räume für gefellige Zwecke, Anlegung von Regelbahnen u. dergl. mehr ließe er sich noch leichter ausgestalten. Das Alles würde sich ganz von selbst nach den Bedürfnissen der Bewohner richten, die — das ist eine notwendige Voraussetzung — alle auf einer annähernd gleichen Einkommensstufe stehen müßten. Eine schematisch gleiche wäre schon deshalb nicht nöthig, weil es keine Schwierigkeit machen würde, wenn etwa minder Begüterte eine kleinere Wohnung und um ein Gerächt verfürzte Mahlzeiten haben wollten.

Dieser ganze Plan ist durchaus nicht so vollkommen neu, als es den Anschein hat. Ansätze dazu finden sich vielfach. So leben in Amerika schon viele Familien in Folge des Diensthotenmangels in Pensionen oder Hotels, wo sie sich verköstigen lassen. In einem Vorort Chicagos haben sogar eine Anzahl Familien sich zu gemeinsamer Hauswirtschaft zusammengesehan; in England ist vielfach für Nehnliches agitirt worden; neuerdings wurde in Manchester eine Gesellschaft gegründet, die an verschiedenen Stellen der Stadt große Küchen einrichten will, von denen aus alle Familien mit gutem warmen Essen versorgt werden können. Auch hier ist es der Mangel an Privatköchinnen, der den Anlaß dazu bildete. Häuser, in denen alleinstehende erwerbsthätige Frauen zusammen wohnen und ernährt werden, giebt es, besonders in England, schon vielfach und auch in Berlin ist so etwas im Entstehen begriffen. Alle diese

Einrichtungen gehen aber fast durchweg von bürgerlichen Kreisen aus und sind für sie bestimmt.

Es scheint ja auch auf den ersten Blick fast unmöglich, daß Arbeiter bei ihren beschränkten Mitteln eine Wirtschaftsgenossenschaft bilden und erhalten könnten. Sie, die nie im Stande waren, irgend eine Hülfskraft anzustellen, sollten plötzlich im Stande sein, Wirtschaftserin, Kinderwärterin u. s. w. zu besolden? Und doch liegt das keineswegs außerhalb des Bereichs der Möglichkeit, denn nicht nur, daß diese Ausgaben sich auf 50 bis 80 Familien verteilen würden, sie würden durch die Vortheile des Einkaufs im Großen, der Ersparniß an Feuerung und der rationelleren Wirtschaftsführung reichlich wieder eingebracht werden. Nehmen wir z. B. an, daß 50 Familien 3 Personen mit 125 Mk. monatlich besolden, veranschlagen wir Wohnung und Beschäftigung mit 150 Mark für sie (Beschäftigung 1,40 Mk., Wohnung 10 Mk. pro Person), so würde jede Familie 6,62 Mk. im Monat ausgeben haben, die mit Leichtigkeit durch die Ersparnisse gedeckt werden könnten. Da die einzelnen Wohnungen keine Küche haben würden, so würde auch die Miete für die Zentralküche und die übrigen Räume leicht aufgebracht werden können.

Das Alles ist die geringste Schwierigkeit. Die größere besteht in der Frage, auf welchem Wege die Wirtschaftsgenossenschaft sich praktisch verwirklichen läßt. Die vorhandenen Miethskasernen sind dafür ungeeignet. Sie sind durchweg auf Bewohner von den verschiedensten Vermögensverhältnissen eingerichtet, sie weisen dem Arbeiter irgend eine etwende dunkle Hinterwohnung an, und auch diese ist er oft kaum im Stande, zu bezahen. Viele sehr wichtige Einrichtungen würden hier unmöglich sein und das Ganze dadurch leicht zum Scheitern kommen. Vielleicht aber, daß die Speculation sich des praktischen Gedankens annehmen und Häuser für Wirtschaftsgenossenschaften auf ihr Risiko errichten würde? Das würde, aus Gründen, die ich noch auseinanderzehen werde, für bürgerliche Kreise garnicht von der Hand zu weisen sein, das Proletariat aber sollte einen anderen Weg einschlagen. Er bietet sich ihm in den Baugenossenschaften, deren Ziel es ist, Häuser nicht zum Eigenerwerb, sondern auf der Grundlage gemeinsamen Besitzes und gemeinsamer Verwaltung zu errichten. Abgesehen von der Reform der Hauswirtschaft, die sich in neuen, auf sie berechneten Häusern allein verwirklichen läßt, würden die Baugenossenschaften denjenigen Arbeitern, die zu ihrer Bildung im Stande sind, den Vortheil bieten, der Wohnungsnoth zu entgehen. In den Bau- und Sparvereinen, die an vielen Orten, auch in großen Städten wie Berlin, Hamburg, Altona, Hannover, Kassel und anderswo eine entsprechende Wirksamkeit entfalten konnten, genießen die

Genossen fast alle Vorteile, die ein eigenes Haus bietet, ohne die damit verknüpften, dem modernen Industriearbeiter doppelt empfindlichen Nachteile. Die Wohnungen in den Häusern dieser Baugenossenschaften sind den Bedürfnissen und Einkommensverhältnissen der Arbeiter angepaßt. Obwohl sie hygienischen und anderen Anforderungen besser entsprechen, sind sie regelmäßig wohlfeiler als die ordentlichen Wohnungen gleicher Kategorie in Miethshäusern. Aber als ein noch schwerer wiegender Vorteil kann gelten, daß einem Angehörigen der Genossenschaft, wenn er seine Verpflichtungen erfüllt, nicht gekündigt werden kann, er dagegen seinerseits frei ist, die Wohnung zu verlassen. Er ist als Miteigentümer des Genossenschaftshauses im sicheren Besitz der Wohnung, wie wenn er alleiniger Eigentümer wäre, ist aber darum doch nicht an die Scholle gefesselt, sondern kann ihr unbehindert den Rücken kehren, wenn etwa ein Wechsel der Arbeitsgelegenheit es nötig macht. Miethsteigerungen, die den Einzelnen auf das Härteste treffen und der Arbeiterklasse die mit den größten Anstrengungen durchgesetzten Lohnerhöhungen zum guten Teil wieder rauben, kennt das im Hause seiner Genossenschaft wohnende Mitglied nicht. Gegen solche Gefahr geschützt, gesichert und unabhängig, ist er Herr in seinen vier Wänden und hat dabei das erhebende Bewußtsein, diese Vorteile sich und seinen Kameraden zu verdanken.

Die genossenschaftliche Bewegung, die sonst so reiche Blüten treibt, hat verhältnismäßig am wenigsten den Zweig der baugenossenschaftlichen Thätigkeit gepflegt. Das ist begreiflich, weil die Schwierigkeiten gerade hier große sind und sie im Unterschied von den Konsumgenossenschaften erhebliche Geldmittel voraussetzen, namentlich in den großen Städten, in denen der Grundstücks- und Häuserwucher die Preise zu enormer Höhe herausgeschraubt haben. Trotzdem ist es, wie die vorhandenen Spar- und Bauvereine beweisen, nicht unmöglich, auch unter solchen Verhältnissen Erfolge zu erzielen. Natürlich darf man sich über ihre Tragweite keinen Illusionen hingeben. Eine völlige Lösung der Wohnungsfrage ist nur möglich durch eine umfassende und tief eingreifende Gesetzgebung mit dem Ziel, den Grund und Boden, in erster Linie den städtischen, in gesellschaftlichen Besitz überzuführen. Aber wenn die Baugenossenschaften außer Stande sind, an die Stelle unerlässlicher gesetzgeberischer Maßnahmen zu treten, und wenn sie der Masse ganz schlecht gelohnter Arbeiter keine Hilfe bringen können, so vermögen sie doch für die besser gestellten Arbeiterschichten die schlimmen Auswüchse unseres Wohnungselends zu beseitigen.

Ausreichend fundierte Baugenossenschaften werden aber auch diese Arbeiter mit ihren eigenen finanziellen Mitteln nicht ins Leben rufen können. Aber immerhin wird eine große Zahl von ihnen in

Stände sein, mit ratenweise gezahlten Geschäftsanteilen, die gewöhnlich 200—300 Mk. betragen, den Grundstock zu legen. Außer diesen Mitteln steht ihnen ein großer Fond zur Verfügung, auf den sie einen rechtlich und moralisch gleich gut begründeten Anspruch haben: das ist das Vermögen der Invaliditäts-Versicherungsanstalten. Der § 104 des Invaliditäts-Versicherungs-Gesetzes vom 13. Juli 1899, der die Vermögensverwaltung der Versicherungsanstalten regelt, bestimmt, daß diese die Hälfte ihres Vermögens für solche Veranstaltungen anlegen können, die ausschließlich oder überwiegend der versicherungspflichtigen Bevölkerung zu Gute kommen. Und in den Motiven des Gesetzes wird dies ausdrücklich dahin erläutert: „Durch die Heraussetzung auf die Hälfte soll den Wünschen, welche sich auf eine größere Vertheilung der Versicherungsanstalten an Bestrebungen zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse der Arbeiter richten, entgegengekommen werden.“ Kein Zweifel, daß die zum Theil der Ausführung der gesetzlichen Vorschriften noch widerstrebenden Versicherungsanstalten durch einen auf sie geübten starken Druck der Arbeiterklasse bald dazu bewogen werden könnten, ihr Vermögen in Darlehen für Arbeiterwohnungen anzulegen. Eine solche Verwendung wäre in Uebereinstimmung mit ihren Aufgaben: die Verbesserung der Wohnungen würde eine Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse der Arbeiter herbeiführen und die Versicherungsanstalten würden bei einer vollkommen sicheren Anlage und ausreichenden Verzinsung ihres Vermögens erfreuliche soziale Wirkungen hervorrufen. Alles spricht für eine Betätigung nach dieser Richtung: das Gesetz, das soziale Bedürfnis und das finanzielle Interesse. Wenn die Versicherungsanstalten hinter ihren Verpflichtungen zurückblieben, so nur darum, weil die Arbeiter weder die rechte Einsicht für die erforderlichen Maßnahmen gezeigt, noch die ihnen zustehenden Ansprüche mit Energie geltend gemacht haben. Wie den Versicherungsanstalten haben es die Arbeiter auch den Gemeinden und dem Staat gegenüber an entschiedenen Forderungen nach Unterstützung einer Wohnungsreform fehlen lassen. Das ist der Grund, warum in einer Frage, in der die Ansichten geklärt sind als auf vielen anderen Gebieten, die Gesetzgebung so gut wie ganz unthätig geblieben und auch auf dem Verwaltungsweg nichts Entscheidendes geschehen ist. Und doch ist die Ueberzeugung von der Dringlichkeit wirksamer Maßnahmen bereits eine so allgemeine — unter Anderem spricht dafür auch der Regierungsrath von vier preussischen Ministern vom 19. März 1901 —, daß eine machtvolle Agitation, die die große Masse des Volkes in Bewegung setzte, sowohl zu ersten gesetzgeberischen wie zu Verwaltungsmaßnahmen führen dürfte; Staat und Gemeinden könnten gezwungen werden, unter Garantien gegen daraus ent-

stehende Abhängigkeitsverhältnisse mit dem Bau zahlreicher Arbeiterwohnungen vorzugehen und Baugenossenschaften mit Darlehen, Zinsgarantien, Vergabe billiger Baugründe u. dergl. zu unterstützen. Insbesondere gilt von den Baugenossenschaften, daß unter den gegebenen Verhältnissen die Klarheit über ihren Werth, die Befestigung der ihnen entgegenstehenden Vorurtheile und der energische Wille der Arbeiter, sie ins Leben zu rufen, die wichtigste Voraussetzung ist, gegen die die Beschaffung der nöthigen finanziellen Grundlage in den Hintergrund tritt. Dort, wo große Konsumgenossenschaften bestehen, bilden sie, wie z. B. in England, den besten Ausgangspunkt für die Bildung von Baugenossenschaften, aber sie können auch von den besser gestellten Arbeitern ins Leben gerufen werden. Sie sind ein vortreffliches Mittel, in gewissen Grenzen sich selbst zu helfen. Die Arbeiter sollten es in weitestem Maße ausnutzen und die Arbeiterinnen sollten sich mit aller Energie an einer Agitation betheiligen, von deren Erfolg das Entstehen der Wirtschaftsgenossenschaften wesentlich abhängt.

Für die bürgerlichen Kreise liegt, wie ich schon erwähnte, die Frage anders. Zwar steht auch für sie der Gründung von Baugenossenschaften nichts im Wege, die Selbstbeschaffung aber ist in keiner Weise geregelt; und da von vornherein anzunehmen ist, daß sich unter denen, die eine Wirtschaftsgenossenschaft ins Leben rufen wollen, keine reichen Leute befinden, so können sie an einen Bau mit ausschließlich eigenen Mitteln nicht denken. Sie müßten also entweder einen Geldgeber finden, dem die Sache genug Garantien bietet, daß er Kapital darauf riskirt, oder das betreffende Haus müßte, wie jedes andere Miethshaus, von einem Unternehmer auf Spekulation gebaut werden. Dabei würden nicht alle Vortheile zur Geltung kommen, die eine Genossenschaft gewährleistet, aber es wäre immerhin besser, daß die Grundlage für den weiteren Ausbau des Plans auf diese Weise, als daß sie gar nicht geschaffen würde.

VI. Die Wirkungen der hauswirtschaftlichen Reform.

Die Resultate der Reform der Hauswirtschaft, wie ich sie im Auge habe, wären ganz bedeutende. Ziemlich schädlichen Dilettantismus in der Küche — in nichts Anderem besteht die mit so viel Aufwand an Sentimentalität festgehaltene Thätigkeit der Hausfrau oder der Köchin — würde ein Ende bereitet, statt daß man ihn noch neuer auf einem so wichtigen Gebiet, wie die Ernährung des

Menschen es ist, Unheil stiften lößt. Für die Kinder, selbst für die Kleinsten, wäre das genossenschaftliche Leben von unberechenbarem Vortheil. Nicht nur, daß sie beschützt wären vom Einfluß der Straße und der traurigen Frühreise der Stadtkinder, sie würden auch zeitlich den Geist der Brüderlichkeit in sich entwickeln lernen. Für die Frauen aber bedeutet die Wirtschaftsgenossenschaft eine der Grundlagen ihrer Befreiung. „Die Frau befreien heißt nicht ihr die Pforten der Universität, des Gerichtshofs, des Parlaments öffnen“, sagt Peter Kropotkin, „es heißt vielmehr, sie von dem Kochherd und dem Bajazzo befreien, heißt solche Einrichtungen treffen, die ihr gestatten, ihre Kinder zu erziehen und am sozialen Leben Theil zu nehmen.“ Den Emanzipationskampf, den die Frau heute kämpft, wird sie niemals siegreich zu Ende führen können, wenn sie sich nicht vorher Zeit und Ruhe erobert hat und ihr Leben in Harmonie brachte zu ihren Bestrebungen. Erst, wenn die Frau nicht mehr unter doppelten Berufspflichten zu senken hat, bei denen sie sich körperlich und geistig aufreibt, wird sich auch ihre Arbeitsfähigkeit beurtheilen lassen. Wie die Dinge heute liegen, muß die verheiratete Arbeiterin immer hinter den Mann zurückstehen, weil sie nicht wie er die Möglichkeit hat, in Stunden der Ruhe neue Kräfte zu sammeln. Für die geistige Arbeiterin gilt das ganz ebenso. Ihr Kopf, der angefüllt ist mit tausend kleinen Wirtschaftsforgen, kann nicht daneben noch klare über den engsten Interessenkreis hinausreichende Gedanken reifen lassen.

Aber auch noch eine Reihe anderer wichtiger Reformen würden durch die Umgestaltung der Hauswirtschaft befördert werden. So kann meines Erachtens eine Lösung der Diensthotenfrage, solange die jetzigen Selbsthaltungungen bestehen, nicht erwartet werden. Erst wenn die Diensthoten aus dem persönlichen Verhältnis zu ihrem Dienstherrn heraustreten und sich der Stellung der Fabrikarbeiterin annähern, wird davon die Rede sein können. Und das ist nur in Wirtschaftsgenossenschaften möglich, wo neben höherem Lohn und besserer Wohnung eine Regelung der Arbeitszeit durchführbar ist und die Kontrolle über das Thun und Lassen der Diensthoten seitens der einzelnen Hausfrauen wegfällt.

Eine andere Frage, deren Erörterung bisher nicht über das erste Anfangsstadium herausgediehen ist, dürfte gleichfalls — allerdings nur in der Folge sehr harter Ausbreitung von Wirtschaftsgenossenschaften — eine energische Förderung erfahren. Ich meine die Frage der Hausindustrie. Sobald die Sorge um Kinder und Haushalt die Frauen nicht mehr dauernd an das Haus zu fesseln braucht und dieser Vorwand auch von denen nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, die jetzt noch in jedem gesetzlichen Eingriff in die „vier Wände“ ein Sakrilegium erblicken, sobald wird es

auch erst möglich sein, mit aller Entschiedenheit gegen diesen Strebschaden einzuschreiten.

Bedeutet das nun Alles „Umssturz“, „Auflösung der Familie“ und wie die schönen Schlagworte noch alle heißen, mit denen man Philister zum Krusteln bringt?

Wir haben gesehen, wie die Hauswirtschaft unter dem Einfluß wirtschaftlicher Verhältnisse und technischer Fortschritte einer steten Umwandlung unterworfen war, bis sie zu dem jetzigen Rest zusammenkrumpfte. Wenn jetzt an Stelle des innerlich schon über-tundenen Einzelhaushalts der genossenschaftliche Haushalt tritt, so liegt das im notwendigen Gang der Entwicklung. Die Küche gewissermaßen zur Grundlage der Familie zu machen, indem man erklärt, daß sie mit ihr steht oder fällt, heißt den Begriff der Familie erweitern. Wäre es thatsächlich nichts als der Herd, der sie zusammenhält, so wäre sie werth, zu Grunde zu gehen. In Wirklichkeit liegt die Sache so: die äußere Form der Familie hat sich dauernd verändert. Das Feststehende im Wechsel ist das Verhältnis zwischen Mann, Weib und Kind. Seine Tiefe und Innigkeit entwickelt sich um so mehr, je mehr es losgelöst ist von äußeren Bedingungen. Zur Metrum war das Weib des Mannes unterwürfige Skavin, die erste Verwalterin seines Eigenthums. In der Neuzeit hat er zumeist in ihr seine Haushälterin geachtet, die ihm, nach mehr oder weniger fräunlicher Jugend, ein behagliches Zuhause schaffte. In Zukunft wird sie ihm Geliebte und Freundin zugleich sein, mit der er Freuden und Leiden theilt, bei der er volles Verständniß findet. Den Kindern aber, denen sie einst nur Pflegerin der Säuglingsjahre war, soll sie Erzieherin und Freundin werden.

Ist das Auflösung der Familie? Löst sie nicht vielmehr der jetzige Zustand auf, der die erwerbsthätige Frau zwingt, sich körperlich und geistig zu Grunde zu richten, der den Mann in die Kneipe, die Kinder auf die Straße treibt?

Es sind jedoch nicht nur die Feinde der Frauenemancipation, die auch unsere Gegner sind. Selbst aus den Reihen der Freundschaften Bedenken aller Art hervor. Die Frauen der Genossenschaft, so heißt es, werden sich unter einander nicht bestragen; Paß und Streit und Klatsch wird der Sache ein klägliches Ende bereiten. Ich verkenne die Berechtigung dieses Einwands durchaus nicht. Es ist selbstverständlich, daß die Frauen, die in Folge ihrer schlechten Erziehung und ihrer Ueberlastung garnicht die Mäßigkeit hatten, für ernste Fragen des Lebens Interesse zu gewinnen, sich mit dem Thun und Lassen des Nachbarn beschäftigen, und eine Wirtschaftsgenossenschaft kann sie natürlich nicht mit einem Schlage ändern. Wohl aber wird sie sehr vielen Anlaß zu Klatsch und Streit aus dem Wege räumen, indem sie verhindert, daß der Eine die

Wirtschaftsführung des Andern bemäkelt und ihm gewissermaßen in die Köpfe picht. Sie wird auch nach und nach gerade nach dieser Richtung hin einen wichtigen erzieherischen Einfluß üben. Diejenigen freilich, die die ersten Wirtschaftsgenossenschaften ins Leben rufen und ein Vorbild schaffen wollen für Andere, sollten sich von vorn herein des Ernstes der Sache und der Verantwortlichkeit, die sie übernehmen, bewußt werden und sie nicht leichtfertig aufs Spiel setzen. Bei allen ähnlichen Bestrebungen in der Arbeitererschaft, sowohl den gewerkschaftlichen als den genossenschaftlichen, hat es sich bisher gezeigt, daß die Theilnehmer wohl im Stande waren, der Bedeutung der Sache auch durch ihr Benehmen volle Rechnung zu tragen. Es giebt thatsächlich wenig Empfindungen, die auf das sittliche Verhalten des Menschen von größerem Einfluß sind als das Verantwortlichkeitsgefühl; diese Erfahrung würde sich auch in unserem Fall nicht als trügerisch erweisen.

Die schwankenden Einkommensverhältnisse der Arbeiter sind gleichfalls gegen die Idee der Wirtschaftsgenossenschaft geltend gemacht worden und gewiß nicht ganz mit Unrecht. Demgegenüber muß betont werden, daß zunächst nur etwas besser gestellte Arbeiter Genossenschaftler werden können, daß aber auch die für sie immer bestehende Gefahr der Arbeitslosigkeit inmitten der Genossenschaft weniger drohend ist als außerhalb ihrer. Sie wird nicht nur leichter die Miethe stunden als irgend ein Hauswirth, sie wird auch ihr Mitglied dadurch vor dem schlimmsten Elend bewahren können, daß sie es nicht hungern läßt. Gerade dabei kann sich der genossenschaftliche Geist besonders lebenskräftig erweisen.

Wenn fernerhin von Seiten mancher Männer gesagt wird: „Was soll die Frau denn thun, wenn sie nicht locht?“, und manche Frauen selbst mit wahrer Jäktlichkeit an ihrer Küche hängen, so möchte ich nur bemerken, daß die Wirtschaftsgenossenschaft ja hauptsächlich solche Familien vereinigen soll, deren weibliche Glieder einem selbständigen Beruf nachgehen und Niemand, der sich von der Privatküche nicht trennen mag, dazu gezwungen werden kann.

Damit sind aber die Einwendungen gegen die Wirtschaftsgenossenschaften noch nicht erschöpft. Dieselben, die gegen jede genossenschaftliche Bewegung gerade aus den Reihen der fortgeschrittenen Arbeiter erhoben werden, machen sich auch hier geltend. Die Arbeiter werden, so heißt es, dadurch von ihrem Hauptziel abgelenkt; es werden Kräfte in Anspruch genommen, die der politischen Bewegung gehören sollten, und die Gefahr besteht, daß die Genossenschaftler mit ihren eigenen Verhältnissen so zufrieden werden, daß sie an die Noth der Andern verpassen und die Solidarität inmitten kleiner Gemeinschaften auf Kosten der Solidarität des gesamten Proletariats genährt wird.

Diese Gründe brauchen uns nicht zu schrecken, denn sie sind durch die Entwicklung widerlegt worden. Die hemmenden Elemente in der Arbeiterbewegung sind immer diejenigen, die im Elend stumpf geworden sind. Die besser gestellten Arbeiter dagegen, die höhere Bedürfnisse in sich entwickeln konnten, sind stets die Bahnbrecher gewesen. Dabei sollte nicht übersehen werden, daß die Arbeiterbewegung desto verschiedenartige Aufgaben stellt, je umfassender sie wird. Wie die gewerkschaftliche so ist auch die genossenschaftliche Bewegung nichts als eine ihrer Glieder, das in dem großen Befreiungskampf des Proletariats notwendige Funktionen erfüllt.

Auch der Einwurf, daß es eine Kraftvergeudung ist, wenn man Reformen durchzuführen sucht, die nur einem kleinen Kreis von Menschen zu Gute kommen, scheint mir hinfällig zu sein. Alle Reformen, auch die größten, haben klein angefangen und wer die natürlichen Entwicklungsgeetze des sozialen Lebens anerkennt, der muß ohne Weiteres zugeben, daß selbst große Umwälzungen mit fast unmerklichen Bewegungen einsetzen: so ist z. B. aus dem kleinen Kramladen der armen Arbeiter von Rochdale die riesige englische Konsumgenossenschaftsbewegung herausgewachsen.

„Die kleine Privatküche“, sagt August Bebel in seinem Buch: Die Frau und der Sozialismus, „ist genau wie die Werkstatt des Kleinmeisters ein überwundener Standpunkt, eine Einrichtung, bei der Zeit und Material in unsinnigster Weise vergeudet und verschleudert werden.“ Er schildert dann eine Küche, die auf der Weltausstellung von Chicago im Jahre 1893 zu sehen war und in der durch Elektrizität geheizt, gekocht, gebraten und gespült wurde; „unser Frauen“, so meint er, „greifen mit beiden Händen zu, wenn diese Küche der Zukunft gegen die jetzige eingetauscht wird“; er verlegt aber die gesellschaftliche Einrichtung der Nahrungsmittelbereitung, wie es z. B. Bellamy auch gethan hat, in die „Gesellschaft der Zukunft.“ Nun ist es zwar auch meine Ansicht, daß der entscheidende Sieg der Wirtschaftsgenossenschaft über den Privathaushalt erst dann erfolgen kann, wenn an Stelle der kapitalistischen Wirtschaftsordnung die sozialistische getreten ist; aber ebenso wie die eine nicht plötzlich verschwinden und die andere nicht plötzlich entstehen wird, sondern die zukünftige sich vielmehr, wie der Schmetterling in der Puppe, allmählig entwickelt, bis sie, reif geworden, der absterbenden Hülle entchlüpft, ebenso wird die Ablösung des Privathaushalts durch die Wirtschaftsgenossenschaft nur nach und nach vor sich gehen können. Natürlich wird durch den ersten Schritt nicht gleich das ganze Land erobert werden, man muß ihn aber thun, wenn man es überhaupt erobern will.

Die männliche Arbeiterschaft sollte dabei auch mehr als bisher bedenken, daß die Gewinnung der Frauen für ihre Ideale eine

Lebensfrage für sie sein kann. Der Augenblick könnte kommen, wo sie die, wie wir gesehen haben, rasch zunehmende Masse der weiblichen Arbeiter mit all' ihrer geistigen Mächtigkeit wie eine Fette an ihrem Fuß empfinden werden. Um das zu verhindern, um die Frauen aus dem bleiernen Schlaf zu erwecken, der auf ihnen lastet, gilt es, sie auch von der Sklaverei des Hauses zu befreien.

Daß es mit dieser Befreiung allein nicht gethan ist, versteht sich von selbst. Nur Ausrufwörter pflegen dem Kranken Mittel zu verschreiben, die alle Gebrechen des Körpers heilen sollen.

Die Wirtschaftsgenossenschaft soll jenen Geist der Brüderlichkeit zur Herrschaft bringen helfen, ohne den eine Entwicklung zu besseren Zuständen nicht denkbar ist. Sie soll nur einen Stein jenes hohen Zukunftsbaues bilden, den einst eine glücklichere Menschheit betreten wird.



Wir empfehlen:

Frauenfrage u. Sozialdemokratie

Von Lily Braun.

Preis 20 Pf. — Porto 5 Pf.

Die Frau und der Sozialismus

Von R. Bebel.

Preis 2.— M., geb. 2,50 M. Auch in Heften à 20 Pf.

Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 19, Beuthstr. 2.

nene Kunstblätter in Kupferradierung

Der große Erfolg, den die 32 Reproduktionen erzielten

Kunstblätter Marx und Engels

gefunden haben, hat uns veranlaßt, die

Portraits von Bebel, Liebknecht und Singer

in Kupfer-Radierung auf China-Papier

folgen zu lassen, und zwar um ihnen eine allgemeine Verbreitung zu sichern, im kleinsten Formate, nämlich 89:40 Centimeter

zum Preise von Mk. 1,50 pro Blatt.

Der beispiellos billige Preis dieser meisterhaft angefertigten Kunstblätter ist natürlich nur bei Massenabzug möglich.

Wie von den Marx- und Engels-Radierungen, haben wir auch hier von einer kleinen Anzahl

Remarkdrücke Bebel, Liebknecht, Singer

auf Japan-Papier

zum Preise von Mk. 10 pro Stück, Mk. 25 für alle drei zusammen, herstellen lassen, die wir ebenfalls empfehlen. Von den Marx- und Engels-Remarkdrücken sind nur noch eine sehr beschränkte Anzahl vorrätig. Zahlreichen Aufträgen steht entgegen

Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 19, Beuthstr. 2.

Gegen die Brodwunderzölle

erscheint in unserem Verlage eine aufklärende Agitationschrift

Handelspolitik und Sozialdemokratie.

Eine populäre Darstellung der handelspolitischen Streitfragen.

Von Karl Rautsky.

98 Seiten stark. • Buchhandelspreis 1.— Ml. • Porto 10 Pf.

Für die Parteigenossen zur Agitation

erscheint gleichzeitig eine besondere

Agitationsausgabe Stückzahl: 50 Pfg.; in Partien für Wahlvereine, Vertrauensleute, Parteikomitees u. dgl.

Der als volkswirtschaftlicher Schriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser erörtert das schwierige und in seinen politischen und wirtschaftlichen Zusammenhängen vielfach noch nicht klar erfasste Thema in 9 Hauptkapiteln: 1) Die Wirtschaftskrisis, 2) Die Handelskrisis, 3) Das alte Schutzsystem, 4) Der alte Freihandel, 5) Der Übergang vom Freihandel zum Schutz, 6) Der neue und der alte Schutz, 7) Die Agrarzölle, 8) Die Handelsverträge, 9) Welthandel und Sozialdemokratie. Je nach den historischen, wirtschaftlichen und politischen Gesichtspunkten sind die 9 Hauptkapitel wieder in zahlreiche Untertitel zerlegt, so daß jeder denkende Leser sowohl über die brennende Streitfrage der nächsten Zukunft klare Aufklärung findet als auch darüber, welche Stellung die Sozialdemokratie im Interesse der deutschen Arbeiterklasse zu nehmen hat.

Zahlreichen Bestellungen sieht entgegen

Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW., Beuthstr. 2.

erner erscheint:

Arbeiterschutz und Achtstundentag

von M. Braun.

3 Bogen stark — Preis 20 Pfennig.

Diese Schrift behandelt im 8 Kapiteln die Fragen: 1. Was ist ein Arbeitstag? 2. Arbeiterschutzgesetze in den verschiedenen Ländern. 3. Staat und Gemeinde als Arbeitgeber. 4. Warum fordern die Arbeiter Arbeiterschutzgesetze. 5. Scheingründe der Unerteugner gegen den Achtstundentag. 6. Was kann der Achtstundentag, und was kann er nicht? 7. Der Kampf auf politischem und auf gewerkschaftlichem Boden. 8. Blicke in die Zukunft. Diese populäre Broschüre entspricht sich besonders für Gewerkschaften zur Agitation, und zwar nicht bloß zur Propaganda, sondern zur allgemeinen Agitation für die gemeinschaftlichen Ziele auf Verkürzung der Arbeitszeit, Erhöhung des Arbeiterschutzes.

Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW., Beuthstr. 2.